

© privat



S.J. Wills wuchs in Chelmsford, Essex, auf, wo ihre Eltern ihr erlaubten, sich jedes Buch in der Bücherei auszusuchen, das sie wollte, ganz egal welches. Seit 2003 arbeitet sie als freiberufliche Lektorin und hat gleichzeitig ihre Jugendliebe wiederentdeckt: das Schreiben eigener Ge-

schichten. Sie lebt in Kent mit ihrem Schriftsteller-Ehemann, zwei Söhnen und einem großen lebhaften Pudel.

Nach Tätigkeiten im Verlag und in der Wissenschaft ist *Maren Illinger* da angekommen, wo es ihr am besten gefällt: am eigenen Schreibtisch, gleich neben dem Wörterbuchstapel.

Seit 2007 ist sie als Übersetzerin tätig, seit 2014 im Hauptberuf.

S.J. Wills

**BITE
RISK**

KEIN ENTKOMMEN

Aus dem Englischen
von Maren Illinger

dtv



Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2023 S.J. Wills

Titel der englischen Originalausgabe: ›Bite Risk‹,
2023 erschienen bei Simon & Schuster Books for Young Readers

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produksicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur
mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Sean Williams

Umschlagillustration: © Jose Manuel Real Lopez

Gesetzt aus der FreightText

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76595-4

Für Rob, Fraser und Cameron

KAPITEL 1

APRIL – SPERRNACHT

Ich bin so darin vertieft, den kaputten Stolperdraht auf der Veranda zu reparieren, dass ich fast vergesse, Mum ihr Abendessen zu bringen. Erst als ich sie unten poltern höre, fällt mir auf, dass es schon kurz vor acht ist. Die Straßenlaternen werfen ihren schwachen gelblichen Schleier bis zum Haus, aber den brauche ich gar nicht – der Vollmond scheint hell genug. Er steht tief und schwer über Tremorglade und beobachtet alles, was wir tun.

Wenigstens sind die Sprengstoffknaller an der äußeren Begrenzung endlich angebracht und das Graphen-Netz habe ich auch kontrolliert. Zufrieden lehne ich mich zurück und schaue zu, wie die neonfarbene Warnflagge in der Brise flattert. Alles sicher für heute Nacht, auch wenn ich ein bisschen zu spät nach Hause gekommen bin. Gefährlich spät, wie Mum sagen würde, wenn sie es wüsste. Sie beschwert sich immer, ich würde mich niemals ändern, und ich erwidere dann, doch, ganz bestimmt, nur nicht diesen Monat, aber darüber lacht sie nie. Sie findet, wir sollten über diese Dinge nicht scherzen.

Meine Augenlider fühlen sich an wie Sandpapier und meine Finger sind wund vom Biegen der Drähte. Trotzdem schleppe ich mich zum Kühlschrank und hole ihr Abendessen heraus – bäh,

riecht das übel. In meiner Eile ziehe ich das Fach zu weit nach vorne, sodass es kippt und der schmierige Brocken auf meinem T-Shirt landet. Na toll.

Das Poltern unten wird lauter. Mum wird unruhig, wie immer um diese Zeit. Ich hätte ihr schon längst das Essen bringen sollen, aber ich war zu beschäftigt.

Die Kellertreppe ist steil und die Glühbirne bleibt dunkel, als ich auf den Lichtschalter drücke. Das passiert von Zeit zu Zeit. Wir kommen mit den Rechnungen nicht immer hinterher, und manchmal fällt es dem Elektrizitätswerk auf. Gleich morgen früh wird Mum dort anrufen und um eine Verlängerung betteln, bis sie Ende der Woche ihr Gehalt bekommt.

Ich halte das Tablett mit einer Hand an meine Brust gedrückt und taste mich mit der anderen an der Wand entlang, wobei ich die Füße vorsichtig auf die Steinstufen setze. Ich will jetzt nicht stürzen und mich verletzen. Schon gar nicht, bevor Mum gegessen hat.

Ein leises Jaulen ertönt, als ich mich dem Fuß der Treppe nähere, und ich bekomme ein schlechtes Gewissen wegen meiner Verspätung.

»Tut mir leid, Mum, heute Abend war so viel zu tun.« Außerdem habe ich es bei Happy Trappers ins zwanzigste Level geschafft, aber das muss sie ja nicht wissen.

Schweigen. Ich habe das Gefühl, dass sie keine Lust auf meine Ausreden hat.

Da ich in der Dunkelheit nichts sehe, ziehe ich mein Handy aus der Hosentasche und versuche, die Taschenlampe anzuschalten. Versehentlich leuchte ich ihr direkt in die Augen und sie zuckt zurück. Weiße Zähne blitzen auf.

»Ups, sorry!« Ich stelle das Tablett auf den Boden, lege das Handy so hin, dass der Lichtstrahl an die Decke gerichtet ist, und greife nach dem Stück rohen Rindfleisch. Es ist so groß wie mein Kopf, und mir fällt auf, dass ich vergessen habe, es zu zerschneiden. Der Knochen ist noch dran. Vielleicht passt es nicht einmal durch die Gitterstäbe.

Aber jetzt ist es zu spät – sie riecht es schon. Plötzlich taucht sie aus der Dunkelheit auf, schnell und unvermittelt. Es gibt ein scharfes, metallisches Klirren, als sie sich gegen die Tür wirft, so dass der ganze Käfig klappert, dann weicht sie ein Stück zurück.

Ich beeile mich besser.

Ich werfe das Fleisch auf den Boden und stampfe darauf herum, um es platt zu drücken, wobei ich mir Mühe gebe, die ordentlich gefaltete Kleidung, die sie zur Seite gelegt hat, nicht zu bespritzen. Dann hebe ich das Stück auf und nähere mich dem Käfig bis auf eine Armlänge.

Sie bewegt sich nicht aus dem Schatten heraus.

Sie wartet auf etwas.

Wenn sie denkt, ich würde die Tür öffnen, hat sie falsch gedacht, obwohl ich bezweifle, dass man das, was ihr im Moment durch den Kopf geht, wirklich als Gedanken bezeichnen kann.

Empfindungen, vielleicht. Hunger. Wut.

Blut und Fleischsaft laufen über mein Handgelenk und tropfen auf das Schild, das in der Mitte der Käfigtür angebracht ist:

VORSICHT - BISSIG!

»Jetzt komm schon, das Ding ist schwer.«

Mein Arm wird schwach, ich bin todmüde. Obwohl Sperrnacht ist, habe ich ernsthaft erwogen, heute Abend zu Hause zu bleiben und einfach vor dem Fernseher abzuhängen. Ich will nur nach

oben, und jetzt spielt sie auch noch Spielchen mit mir. Gereiztheit steigt in mir auf, und ich schiebe das Fleisch hinein, presse den Knochen gegen die Gitterstäbe, bis das Fleischstück endlich durchrutscht.

Mehr braucht es nicht.

Eine Millisekunde später fletscht sie die Zähne und zerfetzt mit ihren Krallen meinen Ärmel, während ich Mühe habe, meinen Arm durch die Stäbe zurückzuziehen.

Adrenalin schießt durch meine Adern, panisch reiße ich meinen Arm zurück, aber ich habe vergessen, dass ich das Fleisch loslassen muss. Meine Knöchel sind im Weg und stoßen gegen den Eisenkäfig. Endlich rutscht meine Hand durch und ich lande in einer Pfütze aus blutigem Fleischsaft am Boden.

Einen Moment sitze ich da und warte, dass sich mein Herzschlag wieder normalisiert. Alles in Ordnung. Sie macht sich über das Fleisch her und sieht dabei immer wieder mit ihren gelben Augen zu mir hin.

Mein Arm scheint noch mit meinem Körper verbunden zu sein, allerdings ist auf meinem Handrücken eine dünne rote Linie zu sehen, wo die Spitze ihres Reißzahns einen sauberen Schnitt hinterlassen hat. Es ist nur ein Kratzer. Hätte viel schlimmer kommen können. Aber es brennt ganz schön.

Ich reibe mir den Arm und stöhne. »Mensch, Mum!«

Brocken fallen aus ihrem Maul, und ein rosafarbener Speichelfaden tropft heraus, während sie mit ihrem Abendessen kurzen Prozess macht. Ich bin so sauer, dass ich am liebsten ein Foto machen und ins Netz stellen würde, aber dann würde sie mich umbringen.

Laut meiner Uhr ist es zehn nach acht. In meinem Hinterkopf

und meinen Schultern pocht es dumpf – die üblichen Sperrnacht-Kopfschmerzen –, aber dank der kleinen Adrenalinsspritze bin ich hellwach.

Da ich zu zappelig zum Filmgucken bin – und der Strom sowieso abgestellt ist –, beschließe ich, doch noch zu Elena zu gehen. Anders als ich wird sie sich schon vor Stunden um ihren Dad und ihren Bruder gekümmert haben.

Ich lasse Mum allein und steige vorsichtig die Treppe hoch, gehe durch die Tür und den Garten, überspringe den Stolperdraht und laufe zu Elenas Haus auf der anderen Seite der Straße. Schwaches Licht sickert zwischen den Vorhängen ihres Zimmers hindurch. Vorhin, als ich die Stolperdrähte angebracht habe, habe ich sie singen gehört. Sie hat eine schöne Stimme.

Es ist ein warmer Frühlingsabend, der Duft des ersten Rasenschnitts liegt in der Luft. Die leuchtenden Warnwimpel zieren jedes Haus, wie bizarre Geburtstagsdekorationen. Auf der Straße sind viele Kinder unterwegs, die jüngeren spielen, die älteren stehen in Grüppchen herum und tippen auf ihren Handys herum oder unterhalten sich, die Betäubungsgewehre über die Schultern gehängt. Sogar Mika, die erst seit wenigen Monaten Betreuerin ist, sitzt bereits auf der Veranda und reinigt wie ein alter Hase den Lauf ihres X50 – in ihrem Rollstuhl, den sie nach einer Hüft-OP vorübergehend nutzt.

Rudy und Asim kegeln mitten auf der Straße. Ein paar Kleinkinder purzeln in dem umzäunten Bereich unter dem Nussbaum herum, wo sie sich vergnügen mit Gras bewerfen und Käfer essen. Alle sind schon seit Ewigkeiten bereit.

Ich sollte mich besser organisieren, ich weiß. *Sichern, einschließen, aufpassen.* Die Regeln, die wir alle befolgen müssen.

Hier in Tremorglade sind wir so isoliert, dass wir vor vielen Schrecken, die den Rest der Welt heimsuchen, verschont bleiben – Naturkatastrophen, Seuchen, Gewaltverbrechen und marodierende Banden.

Dafür müssen wir mit unseren Fehlern leben.

KAPITEL 2

Aus einem der oberen Fenster in Elenas Haus schallt Musik – das ist das Zimmer ihres Bruders Pedro. Er will immer etwas Fröhliches, Poppiges hören, wenn er im Käfig ist. Meistens singt Elena ihm anfangs etwas vor und lässt dann für den Rest der Nacht den Player laufen. Sie geht mit Ohropax ins Bett, da ihr Zimmer genau gegenüber liegt, und trägt ihr Alarmarmband, falls es ein Problem gibt, aber das passiert sowieso nie. Oder zumindest schon seit Ewigkeiten nicht mehr.

Pedro schwört darauf, dass Musik hilft, er bereitet für die Sperrnacht verschiedene Playlists vor und zeichnet seine Reaktionen auf. Aber ehrlich gesagt waren die Veränderungen bisher ... geringfügig. Vielleicht, möglicherweise, senkt Elektropop sein Wutlevel ein bisschen. Eine halbe Stufe oder so. Höchstens.

Ich bin gerade auf der Treppe zum Haus, als die Tür aufspringt und Elena mit einem breiten schelmischen Grinsen erscheint. Ihr langer Pony klebt auf der hellbraunen Haut ihrer Stirn, und sie ist außer Atem. Wahrscheinlich hat sie getanzt.

Dann stutzt sie. »Iiih. Hast du jemanden umgebracht?«

Ich schaue an mir hinunter. Im Licht des Mondes und der Straßenlaterne, unter der ich stehe, sieht es deutlich schlimmer aus, als ich dachte. Ein großer, ungleichmäßiger Kreis aus Blut mit Spritzern drum herum ziert mein T-Shirt, und meine Hose ist an

den Oberschenkeln unangenehm nass. Meine milchweißen Arme sind von roten Schlieren überzogen. Ein ekliger Metzgergeruch liegt in der Luft, und ich fürchte, er kommt von mir.

»Äh, nein, ich hatte nur ... Probleme mit Mums Abendessen. Soll ich mich umziehen?«

»Ach was, keine Umstände. Die Blutspritzer sind ehrlich gesagt eine Verbesserung für die Hose. Jetzt sieht man das Muster nicht mehr.«

»Besten Dank.«

Sie gibt mir einen freundschaftlichen Klaps auf den Arm. »Du bist ein Trottel, Sel.«

Das lässt sich nicht leugnen. Ich bin der Trottel vom Dienst. Wenn man über etwas stolpern, es fallen lassen, kaputt machen, drauftreten oder dran ersticken kann, dann darf man sicher sein, dass ich es tue.

Wenn wir in der Schule Schießübungen machen, stellen sich alle extra ein paar Meter weiter weg, seit ich einmal versehentlich unsere Lehrerin getroffen habe. Natürlich mit einem Übungspfeil, keinem richtigen – der hätte sie umgebracht. Aber auch Übungspfeile bohren sich schmerzhaft tief ins Fleisch. Es war ein Unfall, wirklich, aber ich kann verstehen, dass sie mir das nicht abnimmt – sie stand zu diesem Zeitpunkt nämlich *hinter* mir. Ich hatte mir das Betäubungsgewehr am Ende der Stunde über die Schulter geworfen und vergessen, es wieder zu sichern. Sie ließ mich einen Monat lang jeden Abend üben: nur ich, das Gewehr und die Zielscheibe. Doch selbst das hat meine Treffsicherheit nicht merklich verbessert.

»Shady Oaks?«, schlage ich vor.

Shady Oaks ist die Seniorenresidenz, in der unser Freund Ha-

rold wohnt. Wir spielen oft zusammen Karten. Er ist der einzige Erwachsene in Tremorglade, der uns nicht in Stücke reißt, wenn wir ihm heute Abend zu nahe kommen.

* * *

Wir nehmen die Räder und fahren auf die andere Seite der Stadt. Der rauschende Fluss begleitet uns auf dem Weg, ein dunkles Band, das zwischen Häusern und Geschäften aufblitzt, sich sanft am westlichen Rand von Tremorglade entlangschlingelt und immer breiter wird, bis es auf den Wald trifft, wo es in einem gewaltigen Wasserfall hundert Meter in die Tiefe stürzt. Hinter uns sowie an beiden Seiten erheben sich die Berge, die Tremorglade hufeisenförmig umschließen. Es ist, als hätte die Natur gewusst, dass die Welt früher oder später in einem kriegerischen, kriminellen, von Krankheiten, Schneestürmen und Dürren heimgesuchten Chaos enden würde, und ein kleines Fleckchen beiseitegeschafft, um ein paar Glückliche von uns zu retten.

Etwa auf halber Strecke kommen wir am Gesundheitszentrum vorbei. Heute Abend ist natürlich niemand da. Aber wir Kinder haben alle eine Erste-Hilfe-Ausbildung. Wenn sich jemand von uns ernsthaft verletzt, können wir dafür sorgen, dass er oder sie nicht verblutet, bis das Zentrum am Morgen öffnet. Eine personenwagengroße Lieferdrohne hebt von ihrem Startplatz auf dem Gelände ab und schwirrt über die Bäume hinweg in Richtung Hastaville. Vermutlich bringt sie die abgelaufenen Betäubungspfeile weg im Austausch gegen neue Pfeile sowie medizinische Hilfsgüter und anderes Equipment. Ihr rotes Blinklicht wird kleiner, bis es nicht mehr zu sehen ist.

Wir bekommen alles per Drohne – manche sind so groß wie

diese, andere so klein, dass sie in eine Handfläche passen. Sie werden mittlerweile an vielen Orten eingesetzt, da sie schwerer zu entführen sind als Fahrzeuge. Aber das ist bei uns definitiv nicht das Problem – Tremorglade ist einfach zu klein und zu abgelegen, als dass sich der Weg lohnen würde. Wir bestellen im Internet und lassen uns die Sachen liefern, auch wenn wir versuchen, möglichst viel in lokalen Geschäften zu kaufen, weil Mum sagt, es sei wichtig, die Gemeinschaft zu unterstützen. Ich glaube nicht, dass ich je einen Besucher von außerhalb getroffen habe.

Während der Fahrt spüre ich die übliche leichte Unruhe und Übelkeit an mir zerren. Wir nennen es »die Flaute«. Einmal im Monat bei Einbruch der Dämmerung machen die Alarmarmbänder, die wir Kinder tragen, *ping*, aber keiner von uns braucht das Signal. Unsere Körper merken es auch so, und sie mögen es nicht. Alles wird schwer. Die Luft fühlt sich drückend an, als würden die Erwachsenen die Energie aus der Atmosphäre saugen, wenn sie sich verwandeln.

Mum kann sich nicht daran erinnern, dass es die Flaute in ihrer Jugend schon gab, auch nicht nach dem Umbruch, aber alte Menschen glauben ja immer, dass früher alles besser war. Der Schwindel, die Kopfschmerzen und die quälende Weltuntergangsstimmung sind am Morgen wie weggeblasen, aber in dieser Nacht schlafen die meisten Kinder schlecht. In den Richtlinien steht, dass wir in der Sperrnacht zu einer vernünftigen Zeit ins Bett gehen sollen, nachdem wir unsere Pflichten erfüllt haben. Allerdings steht da auch, dass wir jederzeit bereit sein sollen, bei einem Alarm aus dem Bett zu springen, und zwar mit einsatzbereitem Betäubungsgewehr. Und wer bestimmt überhaupt, was eine »vernünftige Zeit« ist? Diese Nächte gehören uns.

Ich habe mich schon oft gefragt, wie es wäre, wenn ich mit meinem Fahrrad so schnell fahren könnte, dass ich mit dem Tageslicht auf seinem Weg um die Weltkugel mithalten könnte, dem Sonnenuntergang immer eine Handbreite voraus durch die Zeitzonen rasen und nie erwischt werden. Hinter mir eine Welle krampfender Erwachsenen, deren Körper sich wölben und aufquellen, umgeformt vom Vollmond, bis sie verwandelt sind, während ich weitersause, leicht und frei wie ein Mauersegler.

Verwandeln. Das ist der offizielle Begriff. Ein harmloses Wort, wenn man an das blutige Aufbrechen des Körpers denkt, das damit gemeint ist. Wir nennen es »sich Zähne wachsen lassen«, »sich einen echten Pelz zulegen«, »einen Haarballen aushusten«, »zum Tierarzt wechseln« und so weiter. Mein persönlicher Favorit ist »aufs Katzenklo gehen«. Und wenn alle Augen rausgepoppt und alle Haare gesprossen sind, dann sind sie da: die Verwandelten.

Wir nennen sie nur »die Ripper«, weil sie so blutrünstig sind und alles zerreißen, was ihnen in die Pfoten kommt – ganz wie Jack the Ripper. Wir sperren sie ja nicht zum Spaß in Käfige.

Andere Sprachen haben natürlich ihre eigenen Bezeichnungen, aber egal, wie man sie nennt, sie sind überall auf der Welt gleich, und das seit dem Umbruch vor fünfundzwanzig Jahren. Seitdem verwandelt sich jeder über vierzehn, manchmal auch fünfzehn Jahren, bei Vollmond vom Einbruch der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen. Besser gesagt, *fast* jeder.

Ich will niemanden mit den technischen Details langweilen, wie die genaue Nacht berechnet wird, in der es passiert – aber es liegt am »synodischen Monat«, der im Durchschnitt neunundzwanzigeinhalb Tage dauert. Es hat etwas mit dem exakten Zeit-

punkt zu tun, an dem der Mond am vollsten ist und ob das näher an der Morgen- oder an der Abenddämmerung liegt. Ich glaube, es genügt zu sagen, dass irgendwelche Nerds die Berechnung machen und es dann automatisch in den Seekle-Kalender eingetragen wird. Die Gemeindeverwaltung sorgt dafür, dass niemand den Termin verpasst. Gerüchten zufolge läuft das in manchen Gegenden im Norden anders ab. Da geht die Sonne teilweise monatelang nicht auf, und da es keine Morgen- und Abenddämmerung gibt, die den Körper taktet, ist die Verwandlung unberechenbar. Manche verwandeln sich für vierundzwanzig Stunden, andere für eine ganze Woche, bevor sie benommen und sabbernd wieder aufwachen. Ziemlich verrückt, oder?

»Heute Abend ist es noch übler als sonst, oder?«, frage ich.

Elena zuckt mit den Schultern. Sie spürt die Flaute zwar auch, schafft es aber scheinbar besser als ich, sie zu verdrängen – sie sitzt jedenfalls sehr aufrecht auf ihrem Rad und umrundet die Schlaglöcher wie jemand, der Level sechzig in der schwersten Einstellung von Happy Trappers knacken könnte. Sie lächelt vor sich hin, und ihre runden Wangen sind vom Wind und dem Rausch der Geschwindigkeit pink gefärbt. Die Flaute wirkt sich auf manche Menschen stärker aus als auf andere. Wahrscheinlich hilft es ihr auch, dass die Sperrnacht die einzige Nacht ist, in der sie sich keine Sorgen um ihren Dad machen muss.

Kurz bevor wir bei Shady Oaks ankommen, springt die Kette von meinem alten Rad ab, das passiert regelmäßig. Da es uns beiden nicht gelingt, sie wieder aufzuziehen, schieben wir den Rest des Wegs, bevor wir die Räder auf dem großen, von runden Blumenbeeten gesäumten Rasen vor der Seniorenresidenz abstellen. Das Gelände reicht bis hinunter zu den mächtigen

Kiefern, die den Stadtrand und den Beginn des dichten Waldes markieren. Das Haus selbst ist ein einstöckiges, modernes Backsteingebäude mit begrünten Wänden. Beinahe kann man das Rauschen des Wasserfalls hören – den Fluss, der sich den Steilhang hinunterstürzt, bevor er durch eine tiefe Schlucht im Wald fließt.

Als wir an die offene Tür von Harolds Zimmer klopfen, blickt er auf und seine Augen leuchten. »Ah! Da seid ihr ja endlich! Meine willigen Opfer!«

Harolds kleiner Terrier Eddie wackelt zu mir herüber und leckt mir das Bein. Ich kraule ihn hinter den Ohren und er schließt für einen Moment selig die Augen, bevor er sich wieder zu Harolds Füßen zusammenrollt.

Harold ist unwandelbar, was, wie schon erwähnt, eine Seltenheit ist – in Tremorglade ist er der einzige Erwachsene, der sich nicht verwandelt. In anderen Orten gibt es natürlich noch mehr Menschen wie ihn. Angeblich haben sie ihre eigenen kleinen Clubs und veranstalten in der Sperrnacht Pizzaabende und so was. Und wenn ich klein sage, meine ich wirklich klein – laut ihrer Website hat der Verein der Unwandelbaren von Hastaville vier Mitglieder in einer Stadt mit hunderttausend Einwohnern.

Aber hier in Tremorglade sind wir Harolds einzige Gesellschaft. Wir haben ihn vor ein paar Jahren kennengelernt, als er im Gemüseladen gestürzt ist und ich ihn ins Gesundheitszentrum gebracht habe. Wir haben uns auf Anhieb verstanden – er ist anders als die anderen Erwachsenen, und das nicht nur, weil er unwandelbar ist. Er macht keinen Hehl aus seiner Verachtung für Bürgermeister Warren, der nicht nur eine Repräsentationsfigur, sondern auch für die Organisation der Sperrnacht in Tremorglade verantwortlich

ist – seine Verwaltung teilt jedem Erwachsenen einen Betreuer zu und nervt uns ständig mit den Richtlinien.

Warren möchte, dass Harold mehr Verantwortung übernimmt und seine Unwandelbarkeit in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Deshalb wollte er aus Harold einen Gemeindegärtner machen, der in den Sperrnächten auf den Straßen patrouilliert und überprüft, ob wir Kinder uns anständig benehmen. Harold schlug stattdessen vor, Warren solle lieber während des restlichen Monats, in dem er nicht verwandelt ist, sein *eigenes* Benehmen überprüfen, denn offen gesagt ließe die Stadtverwaltung einiges zu wünschen übrig, und vielleicht solle er sich lieber darauf konzentrieren und die Kinder in Ruhe lassen.

Harold quittiert meinen blutigen Auftritt mit einer hochgezogenen Augenbraue, sagt aber nur, dass wir heute *Geh Fischen* spielen. Wir schauen zu, wie er die Karten austeilt. Seine zitternden, altersfleckigen Hände werfen die Karten vorsichtig in die richtige Richtung, Elena und ich müssen nur eine oder zwei abfangen, bevor sie vom Tisch rutschen. Wir spielen ein paar Runden, ich wie immer ohne Glück. Dann stellt Harold Elena die Frage, die ich mich vorhin nicht zu stellen getraut habe.

»Wie geht es deinem Dad? Wie läuft's mit der Jobsuche?«

Mein Magen zieht sich zusammen. Ich schaue in meine Karten, kann aber nicht verhindern, dass ich den Atem anhalte. Lucas sucht einen Job, seit seine Frau Valeria, Elenas und Pedros Mum, vor drei Jahren gestorben ist. Das wäre auch in Ordnung, wenn er nicht ausgerechnet in Colmea nach Jobs suchen würde, wo Valeria aufgewachsen ist, und in vielen anderen Teilen der Welt. Überall, nur nicht in Tremorglade. Laut Elena meint er, dass sie einen Neuanfang brauchen. Sie sieht das mit gemischten Gefühlen,

denn das würde bedeuten, dass sie ihren besten Freund verlassen müsste – mich –, aber sie war noch nie irgendwo anders und findet den Gedanken auch aufregend. *Aufregend?* Gruselig, wenn man mich fragt!

»Nichts Neues«, sagt sie und ich atme auf.

Ich verstehe es nicht. Elena und ihre Familie sehen doch auch die Nachrichten. Sie wissen, wie es da draußen aussieht. Sie sehen die wachsende Kriminalität, die Fäulnispest-Epidemien, die Naturkatastrophen, die über ganze Städte hinwegfegen und Leid und Zerstörung zurücklassen. Außerdem habe ich gehört, dass in manchen Orten die Sperrnacht schlampig gehandhabt wird. Dort müssen die Kinder sich in Sicherheit bringen, während die Ripper durch die Straßen marodieren, einander zerfleischen, das Vieh töten – und Schlimmeres. Morgens picken die Krähen an den Leichen. Das habe ich in einer Dokumentation gesehen und die Bilder haben sich in mein Gehirn eingebrannt.

Wir leben momentan im sichersten Winkel der Welt. Warum sollte man den verlassen?

»Hast du Dreien, Elena?«, fragt Harold. »Wie viele Jobs macht das jetzt?«

»Geh fischen. Zweiundzwanzig Bewerbungen in fünfzehn Städten«, seufzt sie. »Er war immer wieder kurz davor, hatte mehrere Video-Gespräche, aber dann haben sie die Stelle in letzter Minute doch an jemand anderen vergeben. Das macht ihn ganz schön fertig.«

Harold wirft mir einen Blick zu. Das ist noch untertrieben, das wissen wir alle. Die Nächte, in denen Lucas heulend nach Menschenfleisch giert, sind derzeit seine besten. Zwischen den Online-Bewerbungsgesprächen sitzt er vor dem Fernseher. Manch-

mal weint er dabei, auch wenn Cartoons laufen. Manchmal wird er wütend und macht Sachen kaputt. Er weigert sich, in Tremorglade nach Stellen zu suchen. Zum Glück hat Pedro einen gut bezahlten Job als Computerspezialist, obwohl er erst neunzehn ist. Er hält die Familie über Wasser.

Harold entgeht so gut wie nichts. Die Leute unterhalten sich gern mit ihm, deshalb weiß er über das meiste Bescheid, was hier vor sich geht, was Vor- und Nachteile hat. Vorteile, weil er in Streitfällen beide Seiten sieht und manchmal sogar Probleme für uns löst. Und Nachteile, weil es schwer ist, etwas vor ihm zu verbergen.

Ich frage ihn, ob er Asse hat, und er wirft zwei rüber.

Reicht immer noch nicht zum Ablegen.

»Bitte sehr. Wie geht's deiner Mum, Sel? Hat sie genug Arbeit?«

Mum putzt bei Leuten in der ganzen Stadt. Keiner zahlt besonders viel. Der einzige Grund, warum ich einen Laptop und ein Handy habe, ist, dass Pedro mir ein paar ausrangierte Geräte besorgt hat – sie stammen praktisch aus dem Mittelalter, sind langsam und unberechenbar, aber immerhin kann ich damit Happy Trappers spielen und auf FIN surfen – dem *Friends International Network*.

Ich zucke mit den Schultern. »Sie arbeitet ziemlich viel. Uns geht's gut.« Ich weiß, warum er fragt – aber Mum hat gesagt, dass ich kein Geld mehr von ihm annehmen soll, weil wir kein Wohltätigkeitsfall sind. Nur lässt er sich schwer abwimmeln.

Bevor er in Rente ging, hat er ziemlich gut verdient – er hat irgendwas mit Finanzen gemacht, klingt langweilig, war aber offenbar lukrativ, sonst könnte er es sich sicher nicht leisten, hier zu leben. Shady Oaks ist ein Luxus-Heim. Die Zimmer sind groß mit

eigenem Bad und es gibt einen Gemeinschaftsraum mit Blick auf den schönen Garten. Obwohl es sich offiziell um eine »Seniorenwohngemeinschaft« handelt, bin ich mir nicht sicher, ob sie der Definition von »Gemeinschaft« gerecht wird. Es gibt sechs Zimmer, von denen zurzeit nur zwei belegt sind – Zimmer eins von Harold und Zimmer vier von Dora auf der anderen Seite des Flurs. Die Miete ist für die meisten Menschen zu teuer, aber die Firma, der Shady Oaks gehört, scheint es nicht zu stören, dass mehr als die Hälfte der Zimmer leer stehen.

Es ist, als würde Harolds Geld ein Loch in seine Tasche brennen. Es gibt quasi niemanden in der Stadt, egal ob Erwachsene oder Kinder, den er nicht schon mal für irgendeine Aufgabe bezahlt hat, zufällig zu Zeiten, in denen sie das Geld wirklich gut brauchen konnten. Er hat einen Blick dafür.

Harold versteht den Wink und wechselt das Thema. Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück und betrachtet seine Karten wie eine Speisekarte.

»Ich habe morgen schon wieder einen Termin im Gesundheitszentrum.« Er zieht eine Grimasse. »Da werde ich gepiekt und gefoltert. Diese Leute von Sequest sind unerbittlich. Warum interessieren die sich so sehr dafür, was in unseren Körpern vorgeht? Das ist verdächtig, wenn ihr mich fragt. Denen sollte mal jemand auf den Zahn fühlen. Ich überlege, ob ich die Untersuchungen verweigern soll.«

Elena und ich wechseln ein dezentes Augenrollen. Die Leier kennen wir. Harold hat es wirklich auf Sequest abgesehen. Das ist das gemeinnützige Unternehmen, das gegründet wurde, um ein Heilmittel für *Corpus pilori* zu finden – den Virus, der die Verwandlung verursacht.

Im Internet findet man noch alte Berichte über die ersten Fälle. Mum hat mir erzählt, dass es anfangs nur eine dieser seltsamen Nachrichten von weit her war. Sie war damals etwa in dem Alter, in dem ich jetzt bin. Dann breitete sich das Virus aus, viel schneller und unaufhaltsamer, als alle für möglich gehalten hätten. Aber *Corpus pilori* war kein gewöhnliches Virus. Es war schlau. Nach einer Infektion versteckte es sich unbemerkt ein oder zwei Monate im Körper der Erkrankten und infizierte fröhlich jeden um sie herum, bis es sich auf unübersehbare Weise bemerkbar machte. Die Menschheit brach in Panik aus.

Schon bald waren die Ripper überall, und viele Kinder wurden getötet, bevor die ganze Routine der Sperrnacht organisiert wurde. Diese Zeit wurde später »der Umbruch« genannt. Weltweit brach eine Regierung nach der anderen zusammen, weil sie nicht in der Lage waren, mit den Folgen des Virus umzugehen. Doch inmitten dieses Schlamassels schloss sich eine kleine Gruppe unabhängiger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusammen und gelobte, die Dinge besser zu machen. Sie nannten sich Sequest.

Genervt von der Inkompetenz, der Ohnmacht und der Korruption der Politiker begannen sie, eine angemessene Reaktion auf das Virus zu koordinieren. Sie gründeten ein internationales Netzwerk der besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und bündelten die Forschungsergebnisse, damit alle neuen Erkenntnisse sofort weitergegeben werden konnten. Sie errichteten in jeder Stadt Gesundheitszentren, die sowohl als Kliniken, als auch als Forschungslabore fungierten, erfanden das Warnarmband und das Betreuungssystem und formulierten die Richtlinien für die Sperrnacht, die in den meisten Orten übernommen

wurden. Ihr einziges Ziel: im Interesse der Menschheit zu handeln.

Eine Zeit lang glaubten die Bewohner von Tremorglade, sie wären dem Virus entkommen, weil der Ort so abgelegen ist.

Doch *Corpus pilori* hat einen Weg gefunden.

Die erste Einwohnerin, die sich verwandelte, war eine Bankdirektorin mittleren Alters namens Irene. Sie stürmte eines Nachts aus ihrem Häuschen, tötete die Hühner ihres Nachbarn und randalierte herum. Die Tremorglader hatten gehofft, die Käfige und Betäubungsmittel, die sie besorgt hatten, nicht einsetzen zu müssen, aber sie waren mehr oder weniger auf Irene vorbereitet. Sie wurde relativ schnell betäubt, allerdings erst, nachdem sie ein menschliches Opfer gefordert hatte – ihren Nachbarn. Er kam nach draußen, um nach seinen Hühnern zu sehen, und erfuhr auf brutale Weise am eigenen Leib die Auswirkungen der Krankheit. Auf dem Marktplatz gibt es eine Gedenkstatue von ihm, im Pyjama, inmitten seiner Hühner. Ich frage mich manchmal, ob er wirklich so in Erinnerung behalten werden wollte. Im Nachhinein gab es Gerüchte, dass Irene Wochen zuvor heimlich ihre Schwester in Hastaville besucht hatte, was sie jedoch stets unter Tränen bestritt.

Niemand hatte je zuvor etwas wie *Corpus pilori* gesehen. Die infizierten Erwachsene gaben das Virus an ihre Nachkommen weiter, die es bereits bei ihrer Geburt in ihrem Körper trugen.

Und dann ... wuchsen diese Kinder und wurden zu ... uns. Zu Kindern und jungen Erwachsenen, die die Welt gar nicht mehr anders kennen und keiner Vergangenheit hinterhertrauern. Das Leben geht weiter. Und sechsundneunzig Prozent der Nächte sind pelzfrei. Also, klar, es gibt Dinge, die nerven, aber die Verwand-

lung ist bei Weitem nicht so schlimm wie die Pubertät, sagt Pedro. Ich glaube, wenn meine Zeit gekommen ist, werde ich die Geselligkeit der Sperrnächte vermissen. Aber bis dahin dauert es vermutlich noch ein paar Jahre.

Und es hat auch sein Gutes: Sequest hat die Daten, die sie in ihren Gesundheitszentren auf der ganzen Welt gesammelt haben, genutzt, um Heilmittel für alle möglichen anderen Krankheiten zu erforschen – Krebs, Herzprobleme, Fußpilz, was auch immer. Es wurden viele neue Behandlungsmethoden entdeckt, die ohne *Corpus pilori* gar nicht denkbar gewesen wären. Ihre schnelle Antibiotika-Behandlung hat Mum das Leben gerettet, als sie vor ein paar Jahren eine Infektion hatte, und dafür werde ich ihnen immer dankbar sein. Es ist nicht ihre Schuld, dass sie das einzige Heilmittel, das sie finden wollten, noch nicht gefunden haben. Und ich bezweifle ernsthaft, dass sie uns manipulieren wollen, oder was auch immer Harold sich einbildet.

Elena schnalzt missbilligend mit der Zunge. »Lass dir nicht in die Karten schauen, Harold, es sei denn, du willst, dass ich dich plattmache!«

»Oh, Kampfansage!« Er grinst. »Wir werden sehen, junge Dame.« Er fummelt an seinem Hörgerät herum, das ein blecherne Kreischen von sich gibt. »Hast du Zweien, Sel?«

»Bitte sehr.« Ich sehe zu, wie er ein weiteres Quartett ablegt. »Was hast du eigentlich gegen Sequest?«

»Was ich gegen sie habe?«, fragt er mit großen Augen. »Sie stehen mein Blut! Monat für Monat! Und niemand unternimmt was dagegen!«

Ich schüttele lachend den Kopf.

Harold fährt fort: »Was will Dr. Travis mit meinem Blut, hm?

Ich sage es dir.« Er lehnt sich über den Tisch und flüstert. »Sie trinkt es!«

Elena prustet und klatscht eine weitere Karte auf den Tisch. »Da könntest du recht haben.«

Wir bleiben lieber krank, als zu Dr. Travis zu gehen, mit ihren eiskalten Händen und ihrer Überzeugung, dass alle Kinder Krankheiten nur vortäuschen, selbst wenn sie vierzig Grad Fieber haben. Mich verachtet sie ganz besonders, seit ich mal dachte, ich hätte einen tödlichen Ausschlag, und sich dann herausstellte, dass ich nur einen Rotstift in meiner Hosentasche vergessen hatte. Aber wir müssen trotzdem regelmäßig zu ihr, wenn sie in der Schule Bluttests oder andere Quälereien durchführt. Ich glaube, es macht ihr Spaß, mir jeden Monat die Nadel in den Arm zu rammen, wobei sie sich immer über meine »schüchternen Venen« beschwert, die nicht mitmachen wollen. Kapiert sie denn nicht? Meine Venen sind nicht schüchtern, sondern *panisch*! Wenn sie netter wäre, würde sie bestimmt eimerweise Blut aus mir herausholen.

Wir Kinder werden oft getestet, die Erwachsenen seltener. Unser Blut verrät nämlich, wann wir uns zum ersten Mal verwandeln. Irgendwann erscheint auf dem Diagramm eine große Spitze, und dann sollte man lieber schnell dafür sorgen, dass der Käfig bereitsteht und mit dem Betreuer alles geregelt ist. Harolds Diagramm ist vermutlich platt wie ein Pfannkuchen.

»Ich verstehe ja, warum sie unser Blut brauchen«, sage ich ihm. »Aber deins? Du verwandelst dich doch sowieso nicht.«

»Nein«, sagt Elena, »aber vielleicht ist es gerade deshalb so wichtig. Ein Vergleichswert, an dem sie die anderen Werte messen können.«

Harold zieht eine Augenbraue hoch. »Ooh, ich bin ein Vergleichswert, ich Glückspilz! Ach was. Diese schrecklichen Wissenschaftler machen ihre fiesen Experimente, das ist alles.«

Er gewinnt, wie immer, aber er teilt die Gewinner süßigkeiten mit uns – heute sind es saure Schnüre. Sie bitzeln auf meiner Zunge, als Elena und ich kurz nach Mitternacht unsere Fahrräder nach Hause schieben. Eigentlich sollen wir die ganze Nacht zu Hause bleiben, in der Nähe derer, auf die wir aufpassen – bei mir meine Mum, bei Elena ihr Dad und ihr Bruder –, aber die meisten von uns legen das recht großzügig aus. Es ist schließlich die einzige Nacht, die wirklich uns gehört, und Harold findet die Verantwortung, die uns auferlegt wird, unfair und verpfeift uns nicht. Das ist ein weiterer Grund, warum wir uns so gut verstehen. Er hasst Petzen genauso sehr wie wir.

Aber nicht jedem hier kann man trauen. Als wir in unsere Straße einbiegen, wird uns das deutlich vor Augen geführt.